

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 39

Artikel: Der gesegnete Baum
Autor: Fischli, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645479>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hand. Heinrich wußte sofort, es war seine Miniaturausgabe von Goethes Gedichten, in der vorn sein Name mit der Anmerkung stud. phil. und der Ortsbezeichnung Tübingen eingeschrieben stand. Er hatte das Büchlein während der Rast in der Hütte unter den Kopf geschoben. In der Aufregung, mit der er in seinem Selbstvernichtungsentschluß den Besitz zusammengerafft hatte, war es seiner Aufmerksamkeit entgangen. Sonst läge es ja auch in der Tiefe des Sees.

Fortsetzung folgt.

Der gesegnete Baum

Von Albert Fischli

Ein Apfelbaum will mir nicht aus dem Sinn,
Vor dem ich jüngst gestanden bin:

Ueber und über mit Früchten behangen,
Rundum die Aeste gestützt mit Stangen,

So stand er mit seiner köstlichen Tracht
Im Sonnenglanz — eine goldene Pracht.

Seitdem ich seinen Reichtum sah,
Seitdem geht mir meine Armut nah.

Möcht' es so gut auch einmal haben
Und geuden dürfen mit meinen Gaben!

Möcht' einmal so mit vollen Händen
Schätze verschwenden und Segen spenden!

Aus „Einkehr“, Gedichte.

Experiment in den Tod

Skizze von Ralph Urban

Nachdruck verboten.

Dr. Smith saß noch immer beim Schreibtisch und arbeitete an seinem Werk „Tod durch psychische Insulte“. Er hatte neues medizinisches Material bekommen und war derart in die Sichtung der Aufzeichnungen vertieft, daß er darüber die Zeit vergaß. Jeden Dienstag pflegte er sonst um diese Stunde bereits im „Klub der Ärzte“ zu sein.

Das Tischtelefon surrte. Dr. Smith hob den Hörer ab und meldete sich.

„Hier Klub der Ärzte“, sagte eine Männerstimme. „Ein Herr möchte Sie sprechen und ich soll anfragen, ob Herr Doktor heute noch kommen?“

„Wer ist der Herr?“ fragte Dr. Smith zerstreut.

„Doktor Sanford!“

„Sagen Sie ihm, daß ich in einer halben Stunde dort bin!“ Der Arzt legte den Hörer auf, erhob sich zu seiner ganzen stattlichen Größe und gähnte wie ein Löwe. Dann ging er gewohnheitsgemäß zum Waschbecken, um sich die Hände zu reinigen. Dabei fiel ihm jetzt erst ein, daß er einen Dr. Sanford gar nicht kannte. Also nahm er das Arztkreuzzeichen vom Regal und blätterte nach. Es gab keinen Dr. Sanford. Merkwürdig, merkwürdig.

Dr. Smith schloß sorgfältig das Tor seiner Villa ab und holte sich dann den Wagen selbst aus der Garage, denn am Dienstag hatte sein Diener-Chauffeur Ausgang. Der Arzt fuhr langsam auf die Straße hinaus und schaltete dabei die Scheinwerfer ein, so daß der Lichtkegel auf die großen Bäume der gegenüberliegenden Seite der Allee fiel. Und da sah er etwas Sonderbares: Hinter einem dicken Stamm lugte eine Hand hervor.

Da Bäume in der Regel keine Hände haben, mußte sich dort jemand versteckt halten. Und warum? Der Anruf fiel Dr. Smith ein. — Er gab Gas und fuhr los. Nächste Straße links, nächste Straße rechts, nochmals um eine Ecke, dann blieb er stehen, stieg aus und eilte auf Umwegen zu seinem Haus zurück. Er ging eine andere Straße, überquerte einen Baugrund, über-

kletterte einen Zaun, schlich durch den Garten seiner Villa und gelangte so zum Nebeneingang. Leise schloß er auf und tastete sich im Dunkeln durch das Haus. In seinem Arbeitszimmer trat er ans Fenster und lugte durch einen Spalt der Gardinen hinaus. Von hier aus konnte er die Haustür beobachten und trotz der Finsternis sah er gleich, daß sich dort eine Gestalt zu schaffen machte. Dr. Smith hatte gute Augen. Er legte in aller Ruhe Hut und Mantel ab, nahm seinen Browning zur Hand, setzte sich neben den Lichtschalter in einen Lehnstuhl und wartete. Ab und zu hörte er von der Diele aus ein knackendes Geräusch, sonst nichts. Einmal griff er nach seinem Puls und zählte ihn mechanisch, aber er war ganz normal. Dr. Smith hatte keine Nerven. Angst war ihm ein fremder Begriff.

Der dünne Lichtstrahl einer Taschenlampe fiel durch die offenstehende Tür des Arbeitszimmers auf die gegenüberliegende Wand, strich über ein Gemälde, verweilte ein wenig am Kassenschrank, bewegte sich dann dem Schreibtisch zu. —

„Hände hoch, Mann!“ sagte Dr. Smith ruhig. Er hatte soeben das Licht aufgedreht. Vor ihm stand ein ziemlich gut angezogener Mann, der ihm im Augenblick gerade halb den Rücken zuehrte, und in einer Hand die Taschenlampe, in der andern eine schwere Armeepistole hielt. Nach dem Schock der Schreckenskunde wandte er sich langsam dem Arzt zu und hob die Arme in die Höhe, denn der unerbittliche Blick des Gegners verriet ihm, daß er bei jeder andern Bewegung mit Kugeln vollgepumpt werden würde.

„Den Revolver fallen lassen!“

Die Waffe fiel dumpf am Teppich auf.

„Zur Wand umdrehen und die Hände schön oben behalten!“ befahl der Arzt und ging zum Schreibtisch, die Pistole immer schußbereit auf den Einbrecher gerichtet. Dann hob er den Hörer ab, um das Leberfallkommando anzurufen.

„Es hat keinen Zweck“, rief der Einbrecher, „die Polizei bekommt mich nicht lebend. Wenn Sie sie anrufen, werde ich Sie angreifen, und zwingen mich niederzuschlagen.“

„Hm“, meinte Dr. Smith. „Ganz schwerer Junge, was?“

„Allerdings.“ — „Scharfrichterreif?“ — „Ja!“

Eine Minute unheimlichen Schweigens. „Kommen Sie hierher“, erlang hierauf des Arztes Stimme. „Setzen Sie sich und geben Sie die Hände herunter. Bei der kleinsten Bewegung schieße ich. Ich werde Sie aber nicht töten, sondern Sie nur so verlegen, daß Sie wehrlos sind. Wie Sie eben hören, stimmt Ihre Rechnung nicht.“

„Sie sind eine Kanaille“, sagte der Bandit.

„Danke“, meinte der Arzt. „Trotzdem gebe ich Ihnen eine Chance.“

„Ja?“

„Ich brauche Blut von Ihnen, viel Blut. Ein wissenschaftliches Experiment. Die Ausichten, daß Sie mit dem Leben davonkommen, stehen fünfzig zu fünfzig. Klappst es, bezahle ich Ihnen fünftausend Dollars. Einverstanden?“

Der Verbrecher ließ einen schrecklichen Fluch los.

„Ja oder nein?“ sagte der Arzt und griff wieder nach dem Telefonhörer.

„Zum Teufel, ja!“ stöhnte der Mann. „Sind Schmerzen damit verbunden?“ — „Nein.“

Nun rief der Arzt seinen Freund und Kollegen Dr. Ollrenshaw an und als sich dieser meldete, ersuchte er ihn, sofort zu kommen. Dann führte er den Verbrecher ins Ordinationszimmer, hieß ihn, sich auf den Operationsstuhl legen und schnallte ihn dort fest. Hierauf legte er den Revolver weg und kam endlich dazu, eine Zigarette zu rauchen. Eine Viertelstunde später öffnete er seinem Freund und setzte ihm rasch seine Absichten auseinander. Dr. Ollrenshaw schüttelte zwar erst den Kopf, dann aber siegte das wissenschaftliche Interesse über seine Bedenken. In wenigen Minuten waren die Vorbereitungen getroffen. Der Verbrecher stöhnte nur einmal leise, als ihm der Arzt die Ader anzapfte. Ein dünner Schlauch stellte von dort die Verbindung mit einem Gefäß her, das der Mann nicht sehen konnte.